

**GIANFRANCO
CALLIGARICH**

ROMAN

**DER
LETZTE
SOMMER
IN DER
STADT**

ZSOLNAY

Leseprobe

Das Buch

Rom, Anfang der siebziger Jahre: Der junge Leo Gazzarra kommt aus Mailand in die Ewige Stadt, die ihm alles zu bieten scheint. Ein befreundetes Paar überlässt ihm seine Wohnung und verkauft ihm einen alten Alfa Romeo, ein anderer Freund verschafft ihm einen Job beim *Corriere dello Sport*.

Müheles fast findet er Anschluss, frequentiert die angesagten Bars und begegnet eines Abends der so exzentrischen wie umwerfenden Arianna, die sein Leben umkrempelt. Gianfranco Calligarich hat mit *Der letzte Sommer in der Stadt* einen Roman voller Wunder geschrieben, einen Roman, der auf jeder Seite Fellinis *La Dolce Vita* und Paolo Sorrentinos *La Grande Bellezza* heraufbeschwört und durch seine schwindelerregende Unrast fasziniert.

Der Autor

Gianfranco Calligarich, geboren 1947 in Asmara, Eritrea, stammt aus einer Triestiner Familie. Er wuchs in Mailand auf, bevor er nach Rom zog, wo er als Journalist und Drehbuchautor arbeitet. 1994 gründete er das Teatro XX Secolo. Die Originalausgabe von *Der letzte Sommer in der Stadt* erschien 1973. Der Roman wird derzeit in zwanzig Sprachen übersetzt.

Gianfranco Calligarich. *Der letzte Sommer in der Stadt*

Übersetzt aus dem Italienischen von Karin Krieger

208 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich. Erscheint am 24. Januar 2022

Cover: Anzinger und Rasp, München

Foto: © bruno barbey und elliott erwitt / Magnum Photos / Agentur Focus

zsolnay.at



1 Übrigens läuft das immer so. Da tut einer alles, um sich rauszuhalten, und dann findet er sich eines schönen Tages, ohne zu wissen, wie, in einer Geschichte wieder, die ihn schnurstracks ans Ende bringt.

Was mich betrifft, hätte ich gern darauf verzichtet, ins Rennen zu gehen. Ich hatte alle möglichen Leute kennengelernt, Leute, die es weit gebracht hatten, und Leute, die es noch nicht mal geschafft hatten, überhaupt loszugehen, doch alle hatten früher oder später das gleiche, unzufriedene Gesicht, woraus ich geschlossen hatte, dass man dem Leben besser bloß zusah, allerdings hatte ich nicht mit dieser verdammten Ebbe im Portemonnaie an einem Regentag letztes Jahr zum Frühlingsanfang gerechnet. Alles andere kam, wie so was eben kommt, von allein. Damit das gleich klar ist, ich bin auf niemanden sauer, ich hatte meine Karten, und ich habe sie gespielt. So viel dazu.

Die Bucht hier ist übrigens grandios. Sie wird von einer Sarazenenfestung auf einer felsigen Landspitze beherrscht, die sich etwa hundert Meter ins Meer hineinzieht. Wenn ich zur Küste sehe, kann ich zwischen dem Grün der niedrigen Mittelmeervegetation die gleißende Umrandung des Strandes erkennen. Weiter hinten durchlöchert eine zu dieser Jahreszeit verlassene, dreispurige Schnellstraße mit ihren Tunneln eine in der Sonne schimmernde, felsige Bergkette. Der Himmel ist blau, das Meer sauber.

Ich hätte es nicht besser treffen können, was das angeht.

Ich habe das Meer immer geliebt. In meiner Neigung, über Strände zu wachen, der ich schon als Junge folgte, steckte wohl noch etwas von dem Impuls, der meinen Großvater dazu getrieben hatte, seine Jugend auf den Handelsschiffen des Mittelmeers zu verbringen, bevor er in Mailand strandete, dieser düsteren Stadt, und ein Haus mit Kindern vollstopfte. Ich habe diesen Großvater gekannt. Er war ein alter Slawe mit grauen Augen, der im Kreis zahlreicher Urenkel starb. Das Letzte, was er herausbrachte, war die Bitte um etwas Meerwasser, daher trug mein Vater als sein ältester Sohn einer meiner Schwestern auf, sich um sein Philateliegeschäft zu kümmern, und fuhr mit dem Auto los nach Genua. Ich fuhr mit. Ich war vierzehn, und ich weiß noch, dass wir die ganze Fahrt über kein Wort sprachen. Mein Vater redete nie viel, und da ich ihm schon Ärger mit der Schule machte, lag mir viel daran, den Mund zu halten. Es war die kürzeste meiner Reisen ans Meer, gerade lang genug, um eine Flasche zu füllen, und es war auch die sinnloseste, denn als wir zurückkamen, war mein Großvater so gut wie bewusstlos. Mein Vater wusch ihm das Gesicht mit dem Wasser aus der Flasche, doch ohne dass mein Großvater sich besonders darüber zu freuen schien.

Einige Jahre später war die Nähe zum Meer einer der Gründe, weshalb es mich nach Rom zog. Nach meinem Wehrdienst stand ich vor der Frage, was ich aus meinem Leben machen sollte, aber je mehr ich mich umsah, desto weniger konnte ich mich entscheiden. Meine Freunde hatten sehr konkrete Vorstellungen – einen Abschluss machen, heiraten und Geld scheffeln –, aber diese Aussicht fand ich schrecklich. Es waren die Jahre, in denen Geld in Mailand noch mehr zählte als

sonst, die Jahre der Sorte von landesweiten Trickserien, die auch als Wirtschaftswunder bekannt ist, und zufällig profitierte auch ich irgendwie davon. Das war, als eine medizinisch-literarische Zeitschrift, für die ich ab und zu einen fundierten, schlecht bezahlten Artikel schrieb, sich in der Lage sah, ein Büro in Rom zu eröffnen, und mich als Korrespondenten einstellte.

Während meine Mutter mit jedem nur möglichen Argument versuchte, mein Weggehen zu verhindern, sagte mein Vater nichts. Er hatte meinen Versuchen, mich in die Gesellschaft einzugliedern, stillschweigend zugesehen und sie mit den Erfolgen meiner älteren Schwestern verglichen, die in jungen Jahren Angestellte geheiratet hatten, tüchtige Kerle übrigens, und ich hatte, wie schon auf der Fahrt zum Wasser meines Großvaters, die Gelegenheit genutzt, um meinerseits zu schweigen. Wir redeten nie, er und ich. Ich weiß nicht, wer schuld daran war, ich weiß nicht mal, ob man überhaupt von Schuld sprechen kann, doch ich hatte immer das Gefühl, dass ich ihn irgendwie verletzt hätte, wenn ich ein direktes Gespräch mit ihm angefangen hätte. Der Krieg, der zweite, hatte ihn weit weggeschickt, ohne ihm auch nur eines der wohlbekannten Details zu ersparen, und niemand, dem so was zustößt, kann als derselbe heimkehren, der er vorher war. Trotz seiner stolzen Schweigsamkeit wirkte mein Vater immer so, als wollte er etwas vergessen machen, vielleicht, dass er als Wrack nach Hause gekommen war und uns mitansehen ließ, wie sein großer Körper sich unter den Stromstößen von Elektroschocks wand. In gewisser Weise war das auch so, und als junger Bursche verzieh ich ihm weder seinen unheroischen Beruf noch seine Ordnungsliebe, noch seine übertriebene

Achtung vor den Dingen, ohne dass ich etwa begriffen hätte, welche entsetzliche Verheerung er erlebt haben musste, um sich noch am Tag seiner Rückkehr aus dem Krieg daranzumachen, mit grenzenloser Geduld einen alten Küchenstuhl zu reparieren. Und doch bewahrt er noch heute, nach fast dreißig Jahren, etwas von dem Soldaten in sich, die Geduld, die Tendenz, seine Stirn erhoben zu halten, die Angewohnheit, keine Fragen zu stellen, und noch heute lässt mich nichts – und wenn er mir nur das gegeben hätte – die Unerschrockenheit vergessen, die ich als Kind gespürt hatte, wenn ich neben ihm ging. Denn noch heute kann mich der Gang meines Vaters mehr als alles andere geradewegs in die Kindheit zurückversetzen, noch heute kann ich, sogar in der grünen Weite, die mich jetzt umgibt, wunderbar an seine Seite zurückkehren, wenn ich an seinen kräftigen, weichen und gegen Müdigkeit offenbar gefeiten Schritt zurückdenke, den Schritt der langen Verlegungsmärsche, den Schritt, der ihn sogar irgendwie zurück nach Hause hatte bringen können.

Ich fuhr also nach Rom, und eigentlich wäre alles glattgegangen, wenn mein Vater nicht mit einem absolut unerwarteten Verzicht auf seinen Stolz den Wunsch gehabt hätte, mich zum Bahnhof zu bringen und bis zur Abfahrt des Zuges am Gleis zu warten. Es war ein langes, unerträgliches Warten. Sein großes Gesicht glühte von der Anstrengung, die Tränen zurückzuhalten. Wir sahen uns schweigend an, wie immer, doch mir war klar, dass wir uns gerade Lebewohl sagten, und alles, was ich tun konnte, war, zu beten, dass der Zug losfuhr und diesem herzerreißenden Blick, den ich noch nie bei ihm gesehen hatte, ein Ende machte. Er stand reglos auf dem

Bahnsteig, zum ersten Mal kleiner als ich, sodass ich bemerkte, wie dünn das Haar auf seinem Kopf geworden war, den er immer wieder umwandte, um einen raschen Blick auf das Signal am Gleisende zu werfen. Er stand mit seinem großen Körper starr und breitbeinig da, als bereitete er sich darauf vor, einen Schlag abzufangen, die Hände wie Gewichte in den Manteltaschen, mit feuchten Augen und rotem Gesicht. Und während mir endlich klar wurde, dass es durchaus etwas bedeutete, der einzige Sohn zu sein, während ich den Mund öffnen und ihm zuschreien wollte, dass ich aussteigen und zu ihm kommen wolle und wir schon einen Weg finden würden, unsere Leben in Ordnung zu bringen, ohne sie zu zerstören, gab es einen kleinen Ruck, und der Zug setzte sich in Bewegung. So wurde ich, wiederum schweigend, von ihm fortgerissen. Ich sah, wie sein großer Körper zusammenzuckte, als der Zug anfuhr. Dann sah ich ihn kleiner werden, während ich mich entfernte. Er rührte sich nicht, winkte nicht. Dann verschwand er vollends.

Meine seriöse Phase währte nicht lange. Ich wurde nach einem Jahr entlassen, ein Zeitraum, der, offen gestanden, noch kürzer hätte ausfallen dürfen. Der kleine Passivposten der römischen Redaktion wurde als letzter abgeschafft, bevor die Zeitschrift zusammen mit dem Wunder, das ihr Sprießen ermöglicht hatte, ihre Pforten schloss. Das Büro, in dem ich arbeitete – es ging darum, der Zeitschrift ein bisschen Werbung zu verschaffen und von Zeit zu Zeit einen Artikel zu schreiben, der dem unerklärlichen Sinn der Ärzte für Literatur schmeichelte –, war mit Möbeln ausgestattet, die mit rotem Damast bezogen waren, und lag in einer Villa aus der

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleich hinter der Tibermauer.

Ihr Eigentümer war Graf Giovanni Rubino di Sant'Elia, ein vornehmer Herr um die fünfzig mit einer zwanglosen, leicht affektierten Art. Nachdem er anfangs auf Abstand geblieben war, als käme er nur zu mir, um die Glastür zum Garten zu öffnen und mir den Duft seines Flieders zugutekommen zu lassen, landete er schließlich immer öfter im Sessel vor meinem Schreibtisch und verweilte bei Gesprächen, deren Vertrautheit mit der Offenbarung seiner wirklichen finanziellen Verhältnisse wuchs. Als er mir sagte, dass er komplett bankrott sei, beschlossen wir, uns zu duzen.

Er wohnte mit seiner Frau, einer pummlichen und wegen der beschränkten Finanzen ihres Mannes orientierungslosen Blondine, im hinteren Teil des Hauses und öffnete nur dem Bäckerjungen, und seit er sich an der Tür einem Kerl gegenübergesehen hatte, der den wundervollen vergoldeten Tisch aus dem Salon gepfändet hatte, war ich gezwungen, für die beiden die Rolle eines etwas tollpatschigen Sekretärs zu spielen. Doch ich tat es gern. Vor allem für ihn. Ich mochte es, wie er in mein Büro kam, seine grauen Schläfen mit der Hand glattstrich und dann mit einem knappen Ruck aus den Ellbogen die Manschetten seines makellosen Hemdes aufblitzen ließ. »Und?«, sagte er. »Wie sieht's aus, noch bei der Arbeit?« Da deckte ich die Schreibmaschine ab und holte die Flasche raus. Er redete, wie ein Mailänder es getan hätte, nie über seine Geldsorgen, sondern nur über Angenehmes, über Aristokraten, Prominente und vor allem über Frauen und Pferde, wobei er manchmal Witze erzählte, die so anzüglich waren, dass seine Augen glänzten.

Mit Beginn des Sommers gewöhnten wir uns an, in den Salon rüberzugehen, und wenn die Sonne diesen Teil des Hauses verließ, spielte der Graf vor Wänden, die die hellen Schatten der weggeschafften Möbel bewahrten, auf einem großen Steinway, und ich, eingesunken in das letzte noch vorhandene Sofa, hörte ihm zu. Jeden Nachmittag rief ich, sobald die ersten Noten erklangen, in der Bar an, um eisgekühltes Bier zu bestellen, und ging zu ihm. Da saß er, hingebungsvoll. In einem alten Morgenmantel aus Seide holte er sein Repertoire hervor, alte Songs, die ich bei meiner Mutter gehört hatte, Stücke von Gershwin und Cole Porter, vor allem aber den amerikanischen Song *Roberta*. Manchmal sangen wir zusammen.

Am ersten Herbsttag jenes Jahres kam der Brief, der das Büro schloss. Ich teilte es dem Grafen mit, der sich auf den Flügel stützte und lächelte: »Tja, mein Lieber«, sagte er, »und was machst du jetzt?« So sprach er, doch ich hätte begreifen müssen, dass es für ihn ein Todesstoß war. Zwei Tage später, als ich meinen Papierkram zusammensuchte, klingelte es an der Tür, und vier entschlossen wirkende Arbeiter luden sich den Flügel auf die Schultern und trugen ihn weg. Sie hatten Mühe, ihn durch das Tor zu bugsieren, und der alte Steinway musste ein paar Mal angeeckt sein, denn von der Straße klang seine Stimme wie eine Totenglocke herauf. Solange diese Aktion lief, kam der Graf nicht aus seinem Zimmer, doch als ich der sichtlich ergriffenen Gräfin die Hand drückte und ebenfalls fortging, entdeckte ich ihn am Fenster, wo er grüßend die Hand hob. In seiner Geste lag etwas so Unerschütterliches, dass ich ihm auf die einzige Art antwortete, die ich für angemessen hielt. Ich stellte meine Tasche auf dem Gehweg ab und verbeugte mich.

Nach der Schließung des Büros blieb ich noch einige Tage im Hotel, um über meine Zukunft nachzudenken. Alles, was mir die Bekanntschaften, die ich über die Zeitschrift gemacht hatte, anbieten konnten, war eine Anstellung in einem Pharmaunternehmen außerhalb der Stadt, wo ich von morgens um neun bis abends um sechs hätte Werbetexte schreiben müssen. Ich beschloss, darauf zu warten, dass etwas passierte. Wie ein Aristokrat während einer Belagerung.

Jeden Tag stattete ich dem Meer einen Besuch ab. Mit einem Buch in der Jackentasche nahm ich den Zug nach Ostia und verbrachte einen großen Teil des Tages lesend in einer kleinen Trattoria am Strand. Dann kehrte ich in die Stadt zurück und lungerte an der Piazza Navona herum, wo ich Freunde gefunden hatte, alles Leute, die sich wie ich herumtrieben, Intellektuelle hauptsächlich, mit erwartungsvollen Augen und Gesichtern wie auf der Flucht. Rom war unsere Stadt, sie duldete und umschmeichelte uns, und auch ich erkannte schließlich, dass sie trotz der Gelegenheitsjobs, trotz der Hungerwochen, trotz der feuchten, dunklen Hotelzimmer mit den vergilbten, knarrenden, wie von einer obskuren Leberkrankheit getöteten und ausgetrockneten Möbeln der einzige Ort war, an dem ich leben konnte. Und doch kann ich, wenn ich an jene Jahre zurückdenke, nur wenige Gesichter, wenige Ereignisse scharfstellen, denn Rom birgt einen besonderen Rausch in sich, der die Erinnerungen verbrennt. Mehr noch als eine Stadt ist Rom ein geheimer Teil von euch, ein verstecktes Raubtier. Mit ihm gibt es keine halben Sachen, entweder die große Liebe, oder ihr müsst da weg, denn das fordert das sanfte Raubtier: Liebe. Das ist der einzige Wegzoll, der euch abverlangt wird, egal, woher ihr kommt, ob von den

grünen, gewundenen Straßen des Südens, von den Berg- und Tal-Geraden des Nordens oder aus den Abgründen eurer Seele. Wenn ihr die Stadt liebt, wird sie sich euch darbieten, wie ihr sie euch wünscht, ihr braucht euch nur den umspülenden Wellen der Gegenwart zu überlassen, in unmittelbarer Nähe eures rechtmäßigen Glücks dahindümpelnd. Und da werden lichtdurchstochene Sommerabende für euch sein, beschwingte Frühlingmorgen, Tischdecken in den Cafés wie im Wind flatternde Mädchenröcke, strenge Winter und endlose Herbste, in denen sie euch wehrlos und krank erscheinen wird, erschöpft und voller abgetrennter Blätter, auf denen eure Schritte keinen Lärm machen werden. Und da werden gleißende Freitreppen sein, rauschende Brunnen, verfallene Tempel und das nächtliche Schweigen der entthronten Götter, bis die Zeit jeden Sinn verliert außer dem kindlichen, die Uhren anzutreiben. So werdet auch ihr, während ihr wartet, mit jedem Tag mehr ein Teil von ihr werden. So werdet auch ihr die Stadt füttern. Bis ihr eines sonnigen Tages mit der Nase im Wind, der vom Meer kommt, und mit einem Blick zum Himmel entdeckt, dass es nichts mehr zu erwarten gibt.

Ab und zu setzte einer die Segel. Als Glauco und Serena an der Reihe waren, zwei aus der Clique von der Piazza Navona, zog ich in ihre Wohnung in Monte Mario. Ich war inzwischen am Ende, was die Hotelzimmer anging, und konnte es kaum glauben, dass ich nun einen Ort für mich allein hatte, und als ich für fünfzigtausend Lire auch noch den maroden Alfa Romeo der beiden erstand, war ich felsenfest davon überzeugt, dass mein Leben an ein beachtliches Ziel gekommen war. Ich packte meine Bücher in zwei Koffer und zog noch am Tag ihrer Abreise um. Sie gingen weg, weil Serena einen

Zwei-Jahres-Vertrag als Bühnenbildnerin in einem Theater in Mexiko-Stadt bekommen hatte, aber vor allem, weil ihre Ehe in der Krise steckte und Glauco nicht mehr malte. Rom hatte sie zerschmettert, und sie reisten ab mit ihren nun unpassenden Namen und den übertrieben vielen Koffern. »Scheußliche Stadt«, sagte Glauco und trat an die Balkontür.

»Mir geht's gut hier.«

»Ach ja? Und warum bist du dann immer blau?«

»Nicht immer«, sagte ich, »sondern oft. Das ist ein großer Unterschied.« Ich schaute auf das Tal, das sich vor dem Balkon erstreckte. Es war grenzenlos und von einer Brücke mit vielen Bögen durchschnitten, über die mehrmals am Tag ein Zug fuhr, langgestreckt und leise wie eine Raupe. Zu beiden Seiten ragten die Umfassungsmauern zweier bei Sonnenuntergang kräftig läutender Klöster auf, während sich vorn die am nächsten liegenden Häuser zum Horizont hin im Grün verloren. Da waren ein großer Himmel und ein großes Licht. Es war ein herrlicher Ort.

»Das gehört alles dir«, sagte Glauco und wies auf das Zimmer, in dem wir standen. Eine Inventarliste erübrigte sich, es gab einen alten Sessel, ein Bücherregal und ein Bett, das als Couch diente. Die anderen beiden Räume waren auch nicht verschwenderischer eingerichtet, hauptsächlich Möbel vom Flohmarkt Porta Portese, alt und sympathisch. Einer war voller Leinwände, Farbdosen und allem, was ein Maler üblicherweise so braucht. »Falls du mal kein Geld hast, verkauf aber nicht meine Bilder«, sagte Glauco, als würde sich irgendwer um sie reißen. Er verzog sich mit der Bemerkung, er müsse sich noch von jemandem in der Stadt verabschieden. Er bat mich nicht, mitzukommen, und ich ahnte, dass dieser Je-

mand seine Freundin war. Jeder wusste, dass er noch eine andere Frau hatte. Breit gebaut und aggressiv, wie er war, konnte er es sich niemals, unter keinen Umständen, verkneifen, sich aufzublasen. Er wusste auch, dass zwischen mir und Serena eindeutig viel Sympathie im Spiel war, aber er ließ uns allein, weil er nicht der Typ war, der irgendwen fürchtete.

Serena war noch im Schlafzimmer, zwischen den offenen Koffern. Sie schien Angst zu haben, von ihnen aufgefressen zu werden, denn sie ging händeringend auf und ab. »Glauco?«, sagte sie. Ich sagte, er käme gleich wieder, und sie lief weiter mit tragischer Miene im Zimmer herum. Als sie zum dritten Mal an mir vorbeikam, legte ich ihr den Arm um die Schulter, und sie schmiegte sich mit einem verwirrten Blick an meine Brust. Da umarmte ich sie fester, doch sie verhärtete sich, und ich verstand, dass das ein Nein war, dass sie zwar ein Ja gewollt hätte, aber ein andermal, und dass das jetzt jedenfalls ein Nein war, dass es zu spät war. Dann redeten wir über Mexiko, bis Glauco wiederkam.

»Okay«, sagte er, »wollen wir?« Der traurige Ton in seiner Stimme überraschte mich. Der letzte Abschied musste besonders hart gewesen sein. Wie er da als Muskelpaket mitten im Zimmer stand, sah er aus wie ein übervorteiltes, kindisches Schwergewicht, das seinen Titel verloren hatte. Zum ersten Mal betrachtete ich ihn mit Sympathie.

Ich brachte sie zum Flughafen. Wir verabschiedeten uns mit Küssen auf die Wangen, dann ging ich auf die Besucherterrasse, um sie abfliegen zu sehen. Als sie die Gangway hinaufstiegen, schauten sie sich suchend nach mir um. Wir winkten uns zu, bis sie im Rumpf des Flugzeugs verschwunden waren. Die Maschine setzte sich verspätet in Bewegung, doch

schließlich steuerte sie auf die Mitte des Rollfelds zu, hielt dort an, wie um Atem zu schöpfen, fuhr kräftig los und beschleunigte, bevor sie in schönster Manier abhob und in der Sonne leuchtend immer weiter aufstieg, bis sie verschwand. Da ging ich weg.

Auf dem Rückweg in die Stadt dachte ich an frühere Abschiede. Ich dachte an den Moment, als ich meinem Vater Lebewohl gesagt hatte, und an den Moment, als ich Sant'Elia Lebewohl gesagt hatte, und daran, wie diese Abschiede mein Leben verändert hatten. Aber so ist es immer, wir sind, was wir sind, nicht durch die Menschen, denen wir begegneten, sondern durch die, die wir zurückgelassen haben. Das dachte ich, während ich gemütlich den alten Alfa steuerte. Er war langsam und laut wie ein Wal, und die Vögel auf den Bäumen verstummten wie beim Durchzug einer dunklen Wolke am Himmel. Er konnte sich auch eines Stammbaums von Eigentümern rühmen, der so lang war wie das Telefonverzeichnis einer mittelgroßen Stadt, doch sein Geruch nach Asche und Leder war geradezu berauschend.

Ich beschloss, ernsthaft zu versuchen, mit dem Trinken aufzuhören. Ich blieb auf dem Balkon, las in der Sonne und hielt mich fern von Bars und von den Leuten, die in ihnen verkehrten. Die Hitze machte den Mix aus süßem Wein und Eiswasser, mit dem ich mich behalf, etwas genießbarer, und allmählich nahm ich sogar etwas zu. Schlimm war es vor allem abends, wenn ich die Schreibabteilung des *Corriere dello Sport* verließ und die mörderischen Stunden von zehn Uhr bis nachts um eins vor mir hatte. Was mir half, waren die Mädchen. Ich stand schon immer ziemlich hoch im Kurs bei

ihnen, und in diesen Monaten forderte mein Kampf gegen den Alkohol ihren Mutterinstinkt heraus. Es passierte mir oft, dass ich in einem fremden Bett aufwachte, allein, denn die Mädchen, mit denen ich mich traf, waren meistens Lehrerinnen oder Verkäuferinnen und an erbarmungslose Zeitpläne gebunden. Es war jedes Mal ein herrliches Erwachen, was das angeht. Ich stand auf, schlenderte durch die Wohnung, schaltete den Plattenspieler ein und suchte, fast immer erfolgreich, einen schon fertigen Kaffee, den ich aufwärmte. Dann ging ich in ein sauberes Bad, das voller Handtücher, Bürsten, Haarnadeln und mysteriösen Cremedosen in blassen Farben war. Ich suchte, fast immer erfolgreich, Badesalz und verweilte lange in der Wanne. Schließlich trocknete ich mich ab, zog mich an und ging, wobei ich die Tür hinter mir zuklappen ließ, sodass es in der leeren Wohnung nachhallte.

Unterwegs kaufte ich mir eine Zeitung, schaute kurz an den Verkaufsständen mit den gebrauchten Büchern vorbei, erstand ein paar Lebensmittel und ging nach Hause, wobei ich entschied, ob ich den Nachmittag lesend, im Kino oder im Zeitungsbüro verbringen wollte. Und an so einem Vormittag stellte ich fest, dass ich vollkommen abgebrannt war. Dieser Zustand war alles andere als ungewöhnlich, wurde aber durch eine Reihe weiterer Pannen noch kritischer: die Tür, die ich unwiderruflich hinter mir geschlossen hatte, das Auto, das ich am Abend zuvor in einem weit entfernten Viertel geparkt hatte, und dazu noch das lästige, pochende Gefühl, etwas vergessen zu haben, an das ich mich beim besten Willen nicht erinnern konnte. Es zog also einer dieser Tage herauf, an denen wir mit einem abgelösten Hemdknopf in der Hand dastehen, wir unser Adressbuch verlieren, wir Verabredungen versäu-

men und sich sämtliche Türen in Fallen für unsere Finger verwandeln. Einer dieser Tage, an denen man nichts weiter tun kann, als sich zu Hause einzuschließen und zu warten, bis sie vorbei sind. Aber das konnte ich nicht, also machte ich mich im Regen zu Fuß auf den Weg.

Denn ja, zu allem Überfluss regnete es auch noch. Ich erinnere mich sehr gut an den Regen dieses Tages. Ein Frühlingsregen, der von Zeit zu Zeit auf eine gedankenlose, überraschte Stadt niederging und sie mit Wohlgerüchen erfüllte, die nach jedem Guss noch angenehmer wurden. Weshalb es in meinem Leben keinen zweiten so duftenden Tag gibt wie den, an dem diese Geschichte begann.